

Kindheitserinnerungen ... Die Capri-Sonne im Kinsachtal ... an den heißen Sommer 1947

von Alois Bernkopf

Blick über
Gschwendt
nach Norden

Der Sommer 1947 war der heißeste des 20. Jahrhunderts. Nach Aufzeichnungen des Deutschen Wetterdienstes, der für den Raum Straubing damals zuständigen Wetterstation Metten, gab es in den Sommermonaten Juni, Juli, August insgesamt 27 „heiße Tage“ mit einer Maximaltemperatur von über 30 Grad C. Der Hitzerekord lag am 29. Juli 1947 bei 35 Grad C.

Im Super-Sommer 2003 wurden in Mitterfels (Messstation Alfred Schindler) „nur“ an 26 Tagen über 30 Grad C gemessen. Der Hitzerekord war am 13. August 2003 hier 35,2 Grad C.

Der Bauernhof
in Gschwendt
(Foto von 2005),
in dem wir 1947
wohnten. Unter dem
linken Dachfenster
befand sich unsere
Dachkammer.

Ich war damals neun Jahre alt und wohnte mit meiner Mutter und meiner um fünf Jahre älteren Schwester auf einem Bauernhof in Gschwendt. Wohnen ist etwas übertrieben, denn wir drei hausten in einem etwa 12 Quadratmeter großen Raum, der lediglich durch ein kleines Dachfenster belichtet wurde. Mein Onkel hatte nebenan in einer fensterlosen Kammer eine Schlafstelle. Im Frühjahr waren wir aus dem Flüchtlingslager Muckenwinkling nach Gschwendt gezogen; im Lager wa-

ren wir zusammen mit 20 Personen aus sechs Familien in der Küchenbaracke des ehemaligen RAD-Lagers (Reichs-Arbeits-Dienst-Lagers) untergebracht. Wer je -mals längere Zeit in einem Lager gelebt hat, kann verstehen, dass es unser sehnlichster Wunsch war, diesen Aufenthaltsort so schnell wie möglich zu verlassen.

Als Gegenleistung für die Unterkunft mussten meine Mutter und meine Schwester auf dem Hof mitarbeiten. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass Mutter und Schwester an den heißen Sommertagen, den Kopf mit großen Strohhüten bedeckt, morgens und mittags durch das Hoftor auf die Felder verschwanden.

Erlebnisreicher Schulweg

Ich hatte es besser. Ich durfte mit meinem Freund Lenz, dem Sohn vom Nachbarhof, täglich nach Steinach zur Schule gehen, das waren immerhin vier Kilometer. Die ersten zwei Kilometer bis Wolferszell waren eine wahre Freude; denn sie führten an der Kinsach entlang.

Was gibt es für einen Buben Schöneres, als an heißen Sommertagen im kühlen Bachwasser zu waten und nach Muscheln zu suchen, die es damals in dem klaren Wasser noch gab, oder gelegentlich einen Fisch zu fangen, den wir aber mangels Verwendung wieder in die



Freiheit entließen.

Das Problem lag im zweiten Teil des Weges, der über Feldwege von Wolferszell hinauf nach Steinach führte. Wobei das Problem nicht in der Länge des Weges lag, sondern in der zur Verfügung stehenden Zeit bis zum Schulbeginn. Soweit ich mich erinnern kann, kamen wir fast jeden Tag zu spät, weil mein Freund ein Langschläfer war und er meist noch beim Frühstück saß oder gar noch im Bett lag, wenn ich ihn abholte. Anscheinend hatten wir eine sehr nachsichtige Lehrerin, denn ich kann mich an keine größere Strafmaßnahme für unser permanentes Zuspätkommen erinnern.

In dieser Hinsicht sind die heutigen Schulkinder nur zu bedauern, denn Erlebnisse auf dem Schulweg sind den meisten fremd. In der Regel werden sie mit dem Schulbus transportiert oder von den Eltern mit dem Auto bis vor die Schultür gefahren. Der Heimweg dehnte sich oft bis in den Nachmittag aus. Einmal gelang es uns nach zwei Stunden einen verletzten Raben zu fangen, den ich auf dem Hof in einem alten Hasenstall gesund pflegte. Das späte Nachhausekommen war für mich kein Problem, weil Mutter und Schwester ja bei der Feldarbeit waren und das karge Mittagessen auf dem Tisch oder auf dem Ofen stand.

Badefreuden an der Kinsach

An heißen Sommertagen war natürlich die Abkühlung in der Kinsach ein besonderes Vergnügen. Für Schwimmversuche reichte das knietiefe Wasser zwar nur bedingt, aber es gab genügend andere Beschäftigungsmöglichkeiten. In die sandigen Meander des Baches leiteten wir Wasser, so dass kleine Seen entstanden, in die wir kleine Fische oder Frösche setzten. Im Ufergebüsch errichteten wir Zelte aus Ruten und Ästen und fühlten uns wie Tarzan im Dschungel. So vergingen die Nachmittage wie im Fluge.

Besonders schön waren die lauen Abende. Dann konnten wir einige größere Mädchen in wollenen Badeanzügen bewundern, aber nur aus respektvoller Entfernung, denn die großen Burschen duldeten die Kleinen nicht in ihrem Revier. Oft ertönte dann auch das sehnstvolle Lied: „Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt..., bella, bella, bella Marie...“. Ob jemals eine Marie ihre Sehnsucht erfüllt hat, ist mir nicht bekannt...

Botengänge nach Mitterfels

Ganz unbeschwert war mein Leben auf dem Bauernhof natürlich nicht. Auch ich musste mich gelegentlich nützlich machen. Der Besitzer des Hofes war ein gestrenger älterer Herr, der auch noch ein großes Gut in der Nähe von Straubing besaß. Später musste er den Hof in Gschwendt im Rahmen des Lastenausgleichssetzes an einen vertriebenen Landwirt abtreten.



Da die Gattin des Hofbesitzers krank war, musste ich oft Medikamente aus der Apotheke in Mitterfels holen. Der Weg dorthin war nicht so angenehm wie der Schulweg, denn er führte nicht am Bach entlang sondern überwiegend durch Wald und hatte einen Höhenunterschied von 100 Metern. Durch den langen Schulweg gut trainiert, hatte ich keine Schwierigkeit damit. Das einzige Problem war, ich musste ihn allein zurücklegen, denn mein Freund Lenz hatte immer die Ausrede, er könne nicht mitgehen, weil er zu Hause helfen müsse. Wenn ich nach einer Rast beim Auhof und durch den Hohlweg die Einöde Höfling erreicht hatte, sah ich endlich die drei großen Linden am Friedhof in Mitterfels auftauchen. Ich war fast am Ziel! Der Weg führte nur noch den Friedhofweg entlang zur Apotheke bei der St.-Georgs-Kirche.

Der Apotheker, ein stets mürrisch dreinblickender, kleiner, älterer Herr, würdigte mich kaum eines Blickes. Wortlos nahm er mir das Rezept aus der Hand und verschwand hinter einem Regal, auf dem viele Gläser mit geheimnisvollen medizinischen Namen standen. Nach kurzer Zeit kam er wieder hinter dem Regal hervor und überreichte mir ebenso wortlos die Medizin. Niemals hörte ich von ihm ein anerkennendes Wort über den weiten Weg, den ich als neunjähriger Botengänger zurückgelegt hatte, geschweige denn, dass er mir irgendeine Süßigkeit gegeben hätte. Auch vom Hofbesitzer bekam ich für meine pharmazeutischen Botengänge nie irgendeine Belohnung. Wahrscheinlich waren sie für ihn mit dem familiären Wohnrecht abgegolten.

Ochsenarbeit

Auch ein schlimmes Erlebnis ist mir noch in Erinnerung, das mit der Arbeit auf dem Bauernhof zusammenhängt. Der Knecht, für mich damals ein älterer Mann, musste mit Pflug und Ochsespann die Kartoffeln anhäufeln. Weil das Feld an einem Abhang lag

Der erste Teil unseres Schulweges von Gschwendt nach Steinach führte entlang der Kinsach durchs Gschwendter Moos.
Im Rückblick die Kirche von Gschwendt
(Foto: J. Simmel)

und die Fliegen und „Brem“ an diesem heißen Frühsommertag für die Tiere sehr lästig waren, musste ich die Ochsen die Furchen entlang am Zügel führen. Da ich mit meinen neun Jahren noch ein kleiner Knirps war, hatte ich in den tiefen Furchen Mühe, mit den Ochsen, die vom Pflugführer von hinten angetrieben wurden, vorne Schritt zu halten.

Eine Zeitlang ging alles gut. Aber plötzlich stolperte ich in einer tiefen Ackerfurche, fiel zu Boden, spürte einen schürfenden Schmerz an meinem Schienbein und

den feuchten Atem eines Ochsen über meinem Gesicht. Der Knecht schrie „öha“ und versuchte die Ochsen zum Stehen zu bringen. Aber es gelang ihm nicht gleich und ich wurde mit dem Zügel ein Stück mitgeschleift. Endlich blieben sie stehen. Ich lag am Boden. „Host da weh do?“, fragte mich der Knecht. Vor Schreck und Schmerz konnte ich nichts sagen. Als er mein aufgeschürftes Schienbein sah, schickte er mich heim. Für diesen Tag war meine Arbeit beendet und auch in der nächsten Zeit brauchte ich die Ochsen nicht mehr zu führen.

Vater kehrt heim

Der Hauptgrund, warum ich mich noch so gut an den Sommer 1947 erinnere, hat einen ganz persönlichen, familiären Grund: Mein Vater kehrte nach drei Jahren Abwesenheit durch Krieg und Gefangenschaft heim. Im Sommer 1944 hatte ich ihn das letzte Mal gesehen. Nach kurzem Heimaturlaub zur Heuernte im Riesengebirge musste er damals wieder zu seiner Einheit zurück, um für den „Endsieg“ zu kämpfen.

Wie er uns später erzählte, war er bei Kriegsende in amerikanische Gefangenschaft geraten. Den Sommer 1944 hatte er im berühmten Kriegsgefangenenlager Bad Kreuznach überlebt. Er hatte noch Glück gehabt, denn Zehntausende starben von Mai bis September in

den POW (Prisoner of War) - Lagern auf den Rheinwiesen aufgrund der unsäglichen Bedingungen durch mangelnde Hygiene, Unterernährung, Erschöpfung und Krankheiten. Im Herbst 1945 war er wie die meisten Gefangenen der Amerikaner den Franzosen übergeben worden, um Zwangsarbeit zu leisten. Mein Vater kam in ein Lager in Colmar im Elsaß. Durch Zufall hatte er Anfang 1947 bei einem Arbeitskommando durch eine Ordensschwester aus unserer Heimatgemeinde Marschen-dorf erfahren, dass seine Familie nicht mehr im böhmischen Riesengebirge, sondern in Niederbayern lebte. Bei seiner Entlassung hatte er über das Rote Kreuz unsere Adresse erfahren.

An einem heißen Tag im Juli, ich befand mich gerade auf dem Hof, sah ich plötzlich einen Mann in abgerissener Wehrmachtsuniform vor dem Hoftor stehen. Instinktiv spürte ich - das ist mein Vater, den ich drei Jahre nicht mehr gesehen hatte. Die Wiedersehensfreude und die Gefühle kann man als Betroffener kaum beschreiben...

Als Vater in unserer Dachkammer den zerbeulten Karton, den er unterm Arm getragen hatte, öffnete, kamen für ein damaliges Kind unschätzbare Kostlichkeiten zum Vorschein: getrocknete Feigen und Datteln, die die entlassenen Gefangenen als Reisepro-viant erhalten hatten. Nie vorher hatte ich derartig süße Kostlichkeiten gegessen!

Mutter hatte meine Schwester an diesem Tag in die acht Kilometer entfernte Kreisstadt Bogen geschickt, denn sie hatte von einer Nachbarin erfahren, dass es dort auf Bezugsschein Lederschuhe gebe. Voll Freude lief ich meiner Schwester zwei Kilometer entgegen und rief ihr schon vom weitem zu: „Papa ist heimgekommen...!“

Der einzige negative Aspekt nach der Heimkehr unseres Vaters war, dass meine Schwester und ich nun von unserem Küchen-Ess-Wohn-Schlafzimmer in den fensterlosen Nebenraum umziehen mussten. Mein Onkel hatte verständnisvoll seine Schlafstelle geräumt und sich eine andere Unterkunft gesucht.

Franz Bernkopf,
mein Vater,
als Heimkehrer
aus französischer
Kriegsgefangen-
schaft 1947



Fotos:
Alois Bernkopf